



## Der Schatz in der Höhle von Arcueil.

(Beschluß.)

19.

In der Nacht nach unserer Vernehmung, in der ersten Nacht der Trauer und des Entsetzens, die wir in Vincennes in wirklichen Kerkern verbrachten, wurden die Schätze des Meisters Johann von Anspach aus dem unterirdischen Gewölbe fortgebracht und dem Könige übergeben, während man in der darauf folgenden Nacht, auf den Wunsch Sr. Majestät, jene Gewölbe, die der alte Bucherer mit so vielen Kosten hatte auführen lassen, bis an den Eingang verschüttete, so daß jetzt jede Spur davon verschwunden ist und ihr Wiederauffinden schwer sein dürfte.

Leider wurde ich von meinen Leidensgefährten getrennt. Ich habe sie nie wieder gesehen, und weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

Susanne ihrer Seite wurde, wahrscheinlich ihrer Schönheit wegen, nicht mit in Vincennes eingesperrt. Man sagt sogar, Herr von Argenson habe so schmeichelhaft von ihr mit dem Könige gesprochen, daß der Monarch, dessen Widerwille gegen Zauberer und Schatzgräber wahrscheinlich sehr nachgelassen hatte, seit seine Kasse auf Kosten derselben gefüllt worden, die Schöne in Versailles zu sehen verlangte, und zwar in dem Anzuge, welchen sie bei unserer Verhaftung getragen. Was die Folge von diesem Besuche am Hofe und von der Järllichkeit des General-Lieutenants der Polizei war, ist eine lange Liebesgeschichte, die nicht hierher gehört.

Das ist, wie wir im Anfange dieser Erzählung bemerkten, das seltsame Abenteuer, welches der niederländische Edelmann von Brederode seinen Kerkergeossen zu erzählen pflegte.

Sollte es die reine einfache Wahrheit sein, oder ist es eine Erfindung, die er erdachte, um die wirkliche Ursache seiner Haft zu verdecken, welche sich vielleicht nicht wohl gestehen ließ? Wir wissen es nicht, und da die Register der Bastille ebenfalls gänzlich darüber schweigen, so erfährt man die Wahrheit höchst wahrscheinlich niemals.

Nur so viel ist unzweifelhaft, daß der arme Gefangene, nachdem er zwei Jahre in Vincennes geschmachtete hatte, noch zwölf Jahre in der Bastille verbringen mußte. Nach dieser langen Zeit, in welcher Kummer und Langeweile an ihm nagten,

erkrankte er so gefährlich, daß man ihn in das Hospital bringen mußte, wo der Tod, den er sich so oft gewünscht hatte, seinen Leiden ein Ende machte.

Nicht minder unzweifelhaft ist, daß der Glaube, es sei in dem Dorfe Arcueil irgend wo ein ungeheurer Schatz vergraben, noch immer besteht. Haben ihn die Polizei und der König in den ersten Tagen des achtzehnten Jahrhunderts wirklich gehoben, so muß es ganz im Geheimen geschehen sein, denn die Volksmeinung hat sich durchaus nicht geändert.

## Ergebnis.

Novelle.

Ich will ganz einfach etwas erzählen, was ich gesehen habe, muß aber wünschen, daß die, welche glücklich, ganz glücklich sind, diese wenigen Zeilen nicht lesen. Sie enthalten nichts für sie, weder Erfindung, noch Ereignisse. — Dagegen giebt es Herzen, die gelitten und viel geträumt haben, die sich gern in eine traurige Stimmung versetzen, die stehen bleiben, horchen und klagen, sobald sie irgend ein Leid erblicken, oder einen Ton vernehmen, der wie ein Seufzer klingt. Zu diesen will ich sprechen, diesen will ich eine Geschichte erzählen, die einfach ist, wie alles Wahre, und rührend, wie alles Einfache.

Im nördlichen Frankreich, nahe an der belgischen Grenze, liegt eine ganz kleine unbeachtete Stadt. Sie ist mit hohen Festungswerken umgeben, welche die kleinen Häuser gleichsam erdrücken. Die von dieser Wall-Schnürbrust zusammengepreßte arme Stadt konnte sich nicht in das Freie hinaus ausdehnen, und da ihre Einwohnerzahl zunahm, mußte sie ihre Plätze verringern, um Raum zu Wohnungen zu gewinnen. So sehen denn die aufeinandergethürmten, durch die Wälle zusammengebrückten Häuser von Weitem wie ein großes Gefängniß aus.

Das Klima ist in der dortigen Gegend durchaus nicht angenehm; Feuchtigkeit, Nebel, Wolken und Schnee verbunkeln den Himmel wenigstens sechs Monate des Jahres hindurch, und der dicke schwarze Steinkohlenrauch, der sich über jedes Haus erhebt, steigert das düstere Ansehen der kleinen Stadt noch mehr.

Ich werde niemals den traurigen Eindruck vergessen, den ich empfand, als ich über die Zugbrücke hineinschritt. Ich fragte



mich mit innerem Schauer, ob es wirklich Menschen gäbe, die hier geboren würden und sterben müßten, ohne etwas von der übrigen Erde kennen zu lernen. Und solche Menschen giebt es in der kleinen Stadt wirklich mehrere. Da aber die Vorsehung selbst bei den Entbehrungen, die sie auferlegt, ihre Güte nicht verläugnen kann, so hat sie den Bewohnern des Städtchens Arbeitslust gegeben, und sie haben keine Zeit, sich umzusehen, ob der Himmel grau und die Sonne verschleiert sei. Sie vergessen, was sie nicht haben.

Ich, leider, habe mich gewaltig nach Licht, Luft und Horizont gesehnt, während ich in dem Städtchen wohnte, anderthalb Jahr lang wohnen mußte.

Wenn ich zu einem der Thore gelangen und einen Spaziergang in das Freie machen wollte, mußte ich durch ein steiles treppenähnliches Gäßchen hinabsteigen. Eines Tages nun, als ich auch durch dieses Gäßchen schritt, bemerkte ich ein ärmliches Häuschen, das bewohnt zu sein schien. Es hatte nur ein Erdgeschos, und in demselben zwei Fenster; zwischen diesen befand sich die Thür. Das Häuschen war dunkelgrau angestrichen und die Fenster hatten viele kleine runde grauliche Scheiben. Schwerlich konnte von dem Tageslichte viel in das Innere dieser Wohnung hineindringen, übrigens war auch die Straße zu eng, als daß es der Sonne möglich gewesen wäre, ihre Strahlen hineinzuworfen. Es herrschte deshalb ein fortwährender Schatten, es war immer kühl, wie groß auch die Hitze an anderen Orten sein mochte.

Im Winter, wann der Schnee in dem steilen Gäßchen gefroren war, mußte man bei jedem Schritte zu fallen fürchten; auch war der Weg ganz öde, und ich schritt vielleicht ganz allein hindurch. Ich erinnere mich wenigstens nicht, je einem Menschen da begegnet zu sein, oder einen Vogel gesehen zu haben. — „Hoffentlich,“ dachte ich öfters bei mir, „ist das ärmliche Häuschen von ganz alten Leuten bewohnt, die nichts mehr betrüben kann. Jung zu sein und hier wohnen zu müssen, wäre schrecklich!“

Das Häuschen war immer ganz still; kein Geräusch drang aus ihm heraus; man bemerkte keine Bewegung darin. Es war still und ruhig wie das Grab, und ich fragte mich fast jeden Tag: „Wer mag da wohnen?“

Der Frühling kam. Das Eis wandelte sich in dem Gäßchen in Rässe um, die Rässe verschwand auch, und endlich wuchsen am Fuße der Mauern einige Grashalmen. Das Stückchen Himmel, das man von dem Gäßchen aus sehen konnte, wurde klarer, kurz, der Frühling ließ selbst in dieses Dunkel ein Fünkchen Leben fallen, aber in dem Häuschen blieb es fort und fort geräuschlos und still.

Im Juni machte ich eines Tages, wie gewöhnlich, meinen Spaziergang, und bemerkte mit tiefer Wehmuth ein Weidensträußchen in einem Glase an einem der Fenster des Häuschens.

„Ach!“ dachte ich bei mir, „es lebt hier Jemand, der leidet.“

Um die Blumen lieben zu können, muß man entweder jung sein, oder doch wenigstens einige Erinnerungen an die Jugend bewahrt haben, man darf nicht ganz in das materielle Leben versunken sein, man muß die Fähigkeit besitzen, nichts zu thun, ohne müßig zu sein, man muß träumen, seinen Erinnerungen nachhängen und hoffen können.

Wenn ich Jemanden bei einer arm- und mühseligen Existenz Blumen lieben sehe, so ahne ich einen Kampf zwischen den Bedürfnissen des Lebens und den Gefühlen der Seele. — Das Weidensträußchen betrückte mich; es sagte mir: „Es lebt da Jemand, der sich nach Luft, Sonne und Glück sehnt, Jemand, der fühlt, was ihm fehlt, Jemand, der so arm an Freuden ist, daß ich, das arme Weidensträußchen, ihm einen Genuß gewähre.“

Am anderen Tage ging ich wieder durch das Gäßchen. Die Blümchen sängen bereits an zu welken. Als ich näher an das Häuschen kam, sah ich, daß das Fenster halb offen stand. Ein Strahl, ich will nicht sagen der Sonne, aber doch des Tageslichtes drang in das Haus hinein und bildete einen hellleuchtenden Streifen auf dem Fußboden; aber rechts und links war das Dunkel nur um so größer und meine Augen konnten nichts erkennen.

Auch am nächstfolgenden Tage ging ich vorüber; es war fast ein Sommertag; alle Vögel sangen und zwitscherten, — alle Bäume trieben Knospen, und tausend Insekten summteten umher; Alles glänzte in der Sonne, überall regte sich das Leben, fast überall schien die Freude zu walten.

Ein Fenster des Häuschens stand ganz offen.

Ich trat näher hinzu und sah eine weibliche Gestalt da sitzen, die am Fenster arbeitete. Der erste Blick, den ich auf sie warf, erhöhte die Traurigkeit, welche mir das Anschauen ihrer Wohnung eingefloßt. Wie alt sie war, konnte ich nicht angeben. Sehr jung war sie nicht, auch nicht hübsch, oder nicht mehr hübsch. Sie sah blaß aus, — krank oder traurig; aber ihre Züge verriethen Sanftmuth und Milde und der Mangel an Frische konnte ebensowohl von Kummer, als von der Zahl der Jahre herrühren, ja die bleiche Farbe hätte neben dem matten Schwarz der Haare wohl einen gewissen Reiz haben können. Sie saß da über ihre Arbeit gebückt, und war sehr schlank oder abgemagert. Ihre Hände waren weiß, aber zu hager. Sie trug ein braunes Kleid, eine schwarze Schürze und einen ganz einfachen weißen Kragen, und den Weidenstrauß, der zwei Tage am Fenster geblüht, hatte sie an ihren Busen gesteckt, um auch den letzten Duft nicht zu verlieren.

Sie schlug die Augen auf und grüßte mich; ich konnte sie genauer betrachten. . . Sie war noch jung, stand aber dem Ausgange, da man es zu sein aufhört, so nahe, daß dieser letzte Abschied der Jugend betrückte. Offenbar hatte sie gelitten, wahr- scheinlich aber ohne Kampf, ohne Klage, — fast ohne Thränen. Ihre Züge verriethen Schweigen, Ergebung und Ruhe, aber die Ruhe, welche dem Tode folgt. Ich bildete mir ein, sie habe keine heftige Erschütterung erlitten, dagegen habe ihre Seele lange geschmachtet und sei endlich erloschen.



Ja, der Blick, die Physiognomie, die Haltung, sprachen alles dies aus. Es giebt manche Personen, welche deutlich mit den Augen reden, und die man nie wieder vergißt, wenn man auch nur einen Augenblick neben ihnen gewesen ist.

Ich fand sie jeden Tag an derselben Stelle. Sie grüßte mich, später fügte sie diesem Gruße ein traurig-mildes Lächeln hinzu.

Sonntags arbeitete sie nicht. . . Wahrscheinlich ging sie an diesem Tage aus, denn Montags bemerkte ich immer ein Weilschensträußchen im Fenster, das freilich bald verwelkte, und dann erst wieder zu Ende der Woche ersetzt wurde. Ich glaubte auch, sie sei arm und arbeite, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, denn sie stückte immer und ich sah sie stets in dem einfachsten Anzuge. Allein war sie nicht in dem Hause, denn eines Tages hörte ich, daß eine etwas gebieterische Stimme: „Ursula!“ rief, worauf sie rasch aufstand. Die Stimme war nicht die eines Herrn, — Ursula gehorchte nicht, wie eine Dienerin gehorcht. Es lag, ich weiß nicht welche gutmüthige Bereitwilligkeit in der Eile, mit welcher sie aufstand, und doch hatte die Stimme durchaus nichts Liebevollendes in ihrem Tone gehabt. Da fiel mir ein, Ursula würde vielleicht von denen, bei welchen sie lebte, nicht geliebt, wohl gar rauh behandelt.

Die Zeit verging, und jeder Tag machte mich mit dem Leben der armen Ursula bekannter, obgleich ich, um ihre Geheimnisse zu errathen, kein anderes Mittel hatte, als ein Mal täglich vor ihrem offenen Fenster vorüber zu gehen.

Ich habe bereits erwähnt, daß sie lächelte, wenn sie mich ansah. Nach einiger Zeit pflückte ich auf meinem Spaziergange Blumen, und eines Tages legte ich sie schüchtern, mit einiger Verlegenheit, auf dem Fenster Ursula's nieder. Sie erröthete, dann lächelte sie noch freundlicher als sonst. Jeden Tag erhielt Ursula von da an einen Strauß, und allmählig fügte ich den Blumen vom Felde einige aus dem Garten bei. Das Fenster Ursula's stand voll Blumen, — das graue Häuschen erhielt einen Frühling, einen Sommer.

Einst als ich Abends in die Stadt zurückkam, überfiel mich gerade in dem Gäßchen ein Gewitterregen. Ursula eilte sogleich an die Thür, machte dieselbe auf, winkte mir, nahm mich an der Hand, ließ mich eintreten und vor der Thür des Stübchens, in welchem ich sie immer gesehen, sagte sie mit einem thränenfeuchten Blicke zu mir: „Ich danke!“ das waren die ersten Worte, die ich von ihren Lippen vernahm. Ich trat ein.

Das Zimmerchen, in welchem Ursula arbeitete, hatte einen kalten Fußboden von Steinen, nichts als einige Strohstühle und zwei alte Consolen, und da es kein Licht durch das Fensterchen auf der Straße zu erhielt, war es dunkel, kalt und feucht.

Ah, wie recht hatte Ursula, sich an das Fenster zu setzen, und da ein wenig Luft und Licht zu suchen. Ich erklärte mir nun die Blässe des armen Mädchens; sie hatte ihre Frische nicht verloren, da dieselbe nie dagewesen. Sie war blaß herangewachsen, wie die Pflanzen im Schatten.

In einem dunkeln Winkel des Stübchens auf zwei Esseln

erblickte ich zwei Personen, die ich der Dunkelheit wegen im Anfange nicht bemerkt hatte, — einen alten Mann und eine alte Frau. Die Frau strickte, ohne darauf zu sehen; sie war blind. Der alte Mann that gar nichts, sondern sah mit stierem ausdruckslosem Blicke vor sich hin. Er hatte die gewöhnlichen Grenzen des Lebens überschritten und nur sein Körper lebte noch; ein Blick auf den Greis genügte, um zu erkennen, daß er kindisch geworden.

Man könnte häufig sagen, der Geist bemühe sich, wenn das Leben zu lange währt, gleichsam ungeduldig über seine lange Gefangenschaft, aus seinem Kerker sich zu befreien, und zerreiße bei diesem Bestreben die Bande, welche die Harmonie sonst bewirkten. Er ist dann noch nicht abgeschieden, aber auch nicht mehr da, wo er sein sollte.

Das war es, was das graue Häuschen, in seinem Dunkel, seiner Stille verbarg, — eine Blinde, einen kindischen Greis und ein armes junges Mädchen, das vor der Zeit gewelkt, weil ihre Jugend durch die alten Leute um sie her und durch die alten Mauern, welche sie gefangen hielten, bedrückt worden war.

Wenn der Himmel dem Mädchen nur einen beschränkten Verstand gegeben, sie zu einem Wesen gemacht hätte, das sich ausschließlich mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, sich in denselben glücklich fühlt und an nichts weiter denkt! Leider war die Seele Ursulas ein Instrument, dessen Saiten himmlische Töne von sich gegeben haben würden, die aber zu ewigem Schweigen verurtheilt waren.

Ah, das Schicksal Ursulas war noch trauriger gewesen, als ich es vermuthet hatte, da ich nur ihr blasses Gesicht und ihre traurige Miene gesehen; sie hatte in ihrem Leben nichts gehabt — nichts.

Sie hatte die Zeit allmählig ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Hoffnungen, ihr Leben hinnehmen sehen, ohne daß sie irgend etwas anderes dafür erhielt.

Ich besuchte Ursula nun häufig und eines Tages, als ich neben ihr am Fenster saß, erzählte sie mir ungefähr in folgender Weise ihr Leben:

„Ich bin in diesem Hause geboren und habe dasselbe nie verlassen; meine Familie stammt nicht aus dieser Gegend; wir sind Fremde hier, ohne Freunde, ohne Verwandte. Meine Aeltern waren schon bejahrt, als sie heiratheten. . . Ich habe sie nie jung gekannt. — Meine Mutter erblindete. . . Dieses Unglück gab ihrem Charakter etwas Hartes und so ist das Vaterhaus für mich immer ein trauriger Aufenthalt gewesen: ich habe nie da gesungen. Niemand fühlt sich hier glücklich; meine Jugend verging still; ich durfte nie das geringste Geräusch machen. Selten wurde ich geliebkostet. Meine Aeltern liebten mich allerdings, aber sie sagten mir nie, was sie fühlten; ich beurtheilte ihr Herz nach dem meinigen, ich liebte sie und schloß, daß auch sie mich liebten. . . Dennoch ist mein Leben nicht immer ein so trauriges gewesen wie in diesem Augenblicke, — ich hatte eine Schwester. . .“



Die Augen Ursulas füllten sich mit Thränen, aber die Thränen strömten nicht über. Sie fuhr fort:

„Ich hatte eine ältere Schwester, die still war wie meine Mutter, aber voll Mitgefühl, sanft und liebevoll gegen mich. Wir liebten einander mit der innigsten Zärtlichkeit und pflegten im Verein unsere Kellern. Nie aber hatten wir die Freude, mit einander draußen zu lustwandeln im Walde, auf dem Berge. Eine von uns mußte stets hier im Hause bleiben, um den alten Vater zu pflegen, aber die, welche ausgegangen war, brachte Blumen mit und erzählte der Schwester von der Sonne, von den Bäumen und von der Luft. Die Andere glaubte dann auch das Haus verlassen zu haben und dann arbeiteten wir beide Abends neben einander bei einer Lampe. Wir konnten sprechen, denn die Kellern schlummerten neben uns und wenn wir einander anblickten, sahen wir wenigstens ein freundliches Lächeln.

„Gott hätte uns bei einander lassen sollen, nicht wahr? . . . Doch ich murre nicht. . . Martha ist glücklich da oben.

„Ich weiß nicht, was Martha die ersten Keime der Krankheit gab, ob der Mangel an Luft und Bewegung oder der Mangel an Glück, aber ich sah, wie sie litt, wie sie hinwelkte. Leider war ich auch allein besorgt um sie; meine Mutter sah sie nicht und Martha klagte niemals; der Vater aber versank allmählig in den Zustand, in welchem Sie ihn jetzt sehen. Erst spät konnte ich meine Schwester bestimmen, einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

„Es war nichts mehr zu thun; sie sechte noch einige Zeit, dann starb sie.

„Am Tage vor ihrem Tode winkte sie mich an ihr Bett, nahm eine meiner Hände in ihre zitternden Hände und sagte zu mir: „Lebe wohl, meine arme Ursula! Nur von Dir wird mir die Trennung schwer. . . Fasse Muth, pflege unsern Vater und unsere Mutter, — sie sind gut, Ursula, sie lieben uns, ob sie es gleich nicht immer sagen. . . Schone Deine Gesundheit um ihretwillen, denn Du darfst erst nach ihnen sterben. . . Lebewohl, mein gute Schwester; weine nicht zu sehr, aber bete oft zu Gott und nun — auf Wiedersehen, Ursula!“

„Drei Tage später trug man Martha in dem Sarge fort und ich blieb allein bei meinen Kellern.

„Als ich meiner Mutter den Tod meiner Schwester meldete, schrie sie laut auf, ging auf Geradewohl einige Schritte in der Stube hin und fiel dann auf ihre Kniee. . . Ich trat zu ihr, hob sie auf und führte sie wieder auf ihren Sessel. . . Seit dem hat sie nie mehr geklagt oder geweint, nur ist sie noch stiller als sonst und läßt häufiger als früher ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten.

„Ich habe Ihnen nun fast nichts mehr zu erzählen. . . Mein Vater wurde plötzlich kindisch und wir verloren etwas von dem kleinen Vermögen, das uns bisher vor Sorgen geschützt hatte. Ich wünschte, daß meine Kellern nichts davon merkten;

sie zu täuschen, war sehr leicht; der Vater begreift nichts mehr und die Mutter sieht nicht. Ich fing also an zu arbeiten und insgeheim meine Stickereien zu verkaufen. — Seit meine Schwester todt ist, spreche ich mit Niemand mehr. . . Gern läse ich, aber ich habe keine Zeit dazu; ich muß arbeiten. . . Nur Sonntags schöpfe ich etwas frische Luft, kann aber nicht weit gehen, da ich allein bin.

„Vor einigen Jahren, als ich noch jünger war, träumte ich viel, wenn ich hier saß und nach dem Himmel blickte. . . Ich bevölkerte meine Einsamkeit mit tausend Gestalten, welche mir die Langeweile vertrieben. . . Jetzt sind meine Gedanken wie erstarrt und gelähmt; ich sinne und träume nicht mehr.

„So lange ich jung und nicht eben häßlich war, hoffte ich auch, ich weiß nicht welche Veränderung in meinem Schicksale. Jetzt stehe ich im neunundzwanzigsten Jahre; die Traurigkeit hat, mehr noch als die Jahre, mein Gesicht gebleicht. . . Jetzt erwarte, jetzt hoffe ich nichts mehr; ich werde hier meine einsamen Tage beschließen.

„Glauben Sie nicht, daß ich mich sogleich gefaßt in dieses bittere Schicksal gefügt habe. Nein, es kamen Tage, in denen mein Herz sich sträubte, alt zu werden, ohne geliebt zu haben. — Nicht geliebt zu werden, das ist wohl möglich, — aber nicht zu lieben! O das erträgt das menschliche Herz nicht. Soll ich es Ihnen gestehen? — ich habe gegen die Vorsehung gemurrt, mich gegen sie aufgelehnt, ihr Vorwürfe gemacht.

„Aber dieser Aufruhr in meiner Brust ist vergangen wie meine Hoffnungen. . . Ich gedenke an die freundlichen Worte meiner Martha: „Auf Wiedersehen, liebe Schwester!“ und ich habe Ergebung, ich habe die Selbstverläugnung gefunden. Ich bete oft und weine nur noch selten. — Sind Sie glücklich?“

Ich antwortete auf die Frage Ursulas nicht; hätte ich ihr gegenüber vom Glücke sprechen wollen, so würde ich mich eben so versündigt haben, wie man sich versündigt, wenn man von einem undankbaren Freunde denen gegenüber spricht, welche von ihm vergessen worden sind.

An einem schönen Herbstmorgen, einige Monate später, ging ich aus, um Ursula einen Besuch zu machen, als ein junger Lieutenant von dem Regimente, das in der Stadt in Garnison lag, zu mir kam; da er mich bei dem Fortgehen traf, so bot er mir den Arm und wir gingen beide nach dem Gässchen zu, wo Ursula wohnte. — Ich sprach von ihr und von der Theilnahme, die sie mir eingeflößt und da der Offizier, Moriz von Erval, Vergnügen daran zu finden schien, so ging ich langsamer. Als wir an dem grauen Häuschen ankamen, hatte ich ihm die ganze Geschichte Ursulas erzählt.

(Fortsetzung folgt.)



Ich sah den Offizier Moriz von Erval mehrere Tage nicht, und es verging auch eine ziemlich lange Zeit, ehe mich der Zufall mit ihm wieder an das graue Häuschen führte. . . . Dies geschah endlich, und zwar, als ich mit mehreren Personen von einem heitern Spaziergange zurückkam. In der Stadt zerstreuten sich die Anderen und ich nahm den Arm des jungen Offiziers, um zu Ursula zu gehen. — Es war das nicht recht, aber ich fühlte mich unwillkürlich sehr aufgeregt; ich sprach nicht mehr, sondern versank in Träume. Der junge Offizier mußte, meiner Ansicht nach, meine Gedanken errathen. Ich hoffte fast, daß er meine Unruhe verstehen würde, leider war dies aber vielleicht nicht der Fall. Es giebt so viele Dinge, die sich nur in Worten ausdrücken lassen.

Es war Abend, einer der schönen, stillen, ruhigen Herbstabende; kein Lüftchen bewegte die Blätter der Bäume, welche durch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne golden gefärbt wurden. Man mußte sich unwillkürlich einer lieblichen Träumerei überlassen inmitten dieser schönen Natur, die in diesem Augenblicke alles Lebende einschläferte, nur den Menschen nicht, der dachte. Es war einer der Augenblicke, in denen das Herz weich, in denen der Mensch besser wird und gern weint, wenn er auch keinen Kummer fühlt.

Ich schlug die Augen auf und sah Ursula an dem Fenster ihres Häuschens sitzen; ein letzter Strahl der Sonne fiel auf dieses Fenster und glänzte auf des Mädchens Haupte. Ihr schwarzes Haar erhielt einen ungewohnten Glanz. In ihren Augen sprach sich eine gewisse Freude aus, als sie mich erblickte, und sie lächelte mit dem traurigen Lächeln, das ich so sehr liebte. — Ihr schwarzes Kleid mit den weiten Falten ließ an ihrer Figur nur die Stelle sehen, wo der Gürtel die Taille bezeichnete. Diese Taille war in Folge der Magerkeit sehr schlank, aber nicht ohne Grazie. . . Am Busen trug sie Weicheln, ihre Lieblingsblumen.

In der Blässe Ursulas, in ihrem schwarzen Kleide, in den Blumen, in dem Strahle der untergehenden Sonne, der sie beschien, lag etwas, das vollkommen zu der Schönheit der Natur an diesem Abende, zu meiner mild-träumerischen Stimmung paßte.

„Da ist Ursula,“ sagte ich zu Erval, indem ich seine Aufmerksamkeit auf das niedrige Fenster des Häuschens richtete. — Er sah sie an, dann ging er auf sie zu, ohne die Augen von ihr abzuwenden. Dieser Blick setzte das arme Mädchen, das noch schüchtern war, wie man es im funfzehnten Jahre ist, in Verlegenheit, und als wir zu ihr gelangten, färbte ihre Wangen das schönste Roth. Erval blieb stehen, wechselte einige Worte mit uns und entfernte sich sodann, — aber von diesem Tage an ging er oft durch das Gäßchen, in welchem das Häuschen Ursulas stand. Er grüßte sie jedesmal, und endlich trat er mit mir zu ihr hinein.

Es giebt Herzen, die der Hoffnung so entwöhnt sind, daß sie das Glück, das ihnen geschieht, nicht mehr begreifen. So sah auch Ursula nichts, erklärte sich nichts, wurde durch nichts in Unruhe versetzt, denn ihre Trauer, ihre Muthlosigkeit, ihre

Verzagtheit verhüllten ihr, wie ein dichter Schleier, die ganze Außenwelt. — Sie blieb unter den Blicken Ervals, wie sie unter den meinigen geblieben war, ergeben und niedergeschlagen.

Was in dem Herzen des jungen Offiziers vorging, wußte ich nicht recht. — Liebe war es nicht, ich glaube es wenigstens, aber das Mitleid, das Ursula in ihm erregte, grenzte an Liebe. — Dieser etwas exaltirte und träumerische Sinn des jungen Mannes liebte die Atmosphäre der Traurigkeit, die Ursula umgab. Er besuchte sie, um gegen das Glück zu schmähen und von seinen Täuschungen zu sprechen, ohne zu bemerken, daß aus diesem Austausch gegenseitiger Träume eine milde Sympathie zwischen den beiden noch jugendlichen Herzen hervorging, die fast dem Glück gleich, dessen Existenz doch beide läugneten.

Einige Monate nachher, ebenfalls an einem Abende, an einem Waldbrande, unter unbebauten Heiden und einige Schritte von unsern gemeinsamen Freunden sagte Erval zu mir:

„Besteht nicht das eigentliche Glück in dieser Welt darin, Andere glücklich zu machen? — Liegt nicht in der Freude, die man schafft, eine unaussprechliche Bönne? — Ist es nicht dem glänzendsten Geschicke vorzuziehen, sich dem aufzuopfern, der ohne uns nur die Thränen des Lebens gekannt haben würde? — Ist es nicht ein schöner Traum, einem hinsterbenden Herzen neues Leben zu geben?“

Ich sah ihn besorgt an. . . . In meinem Auge glänzte eine Thräne.

„Ja,“ sagte er, „fragen Sie Ursula, ob sie meine Frau sein will.“

Ein Freudenschrei war meine Antwort, und ich eilte sofort der Wohnung des armen Mädchens zu.

Ursula saß, als ich zu ihr kam, wie gewöhnlich, traurig, wie schlaftrunken, am Fenster und arbeitete. Die Einsamkeit, der Mangel an allem Geräusche und an allem Interesse hatte wirklich ihre Seele gleichsam eingeschlafert. Es war dies eine nicht genug zu preisende Güte Gottes. Sie litt nicht mehr. . . Nur Andere bemitleideten sie noch wegen der Unbeweglichkeit eines Lebens, das keinen Antheil an Glück und Freude gehabt hatte. — Sie lächelte, als sie mich sah, — Das war die größte Bewegung dieses armen gelähmten Gemüths. Ich fürchtete nicht, sie zu lebhaft, zu gefährlich zu erschüttern, wollte vielmehr mich überzeugen, ob das Leben sich nur augenblicklich zurückgezogen habe, oder gänzlich erloschen sei, setzte mich deshalb auf einen Stuhl vor sie, nahm ihre beiden Hände in die meinigen, sah sie unverwandt an und sagte:

„Ursula, Moriz von Erval hat mir aufgetragen, sie zu fragen, ob sie seine Gattin sein wollen.“

Es war, als würde das arme Mädchen vom Blitze getroffen; Thränen stürzten sofort aus ihren Augen, die durch diesen feuchten Schleier hindurchblitzten; ihr so lange träge schleichendes Blut beschleunigte seinen Lauf, verbreitete über ihre ganze Person eine rosige Farbe und bedeckte ihre Wangen mit brennender Glut; ihr Busen hob sich; sie schien kaum athmen zu können; ihr Herz klopfte heftig und ihre Hände drückten die meinigen krampf-



haft. — Ursula war nur entschlummert, jetzt erwachte sie. — Gleich als wenn die Stimme eines Gottes einem jungen todtten Mädchen zugerufen hätte: „Stehe auf und lebe!“ — so rief die Liebe Ursula zu: „Erwache!“

Ursula liebte plötzlich; vielleicht hatte sie bisher geliebt, ohne daß sie es selbst wußte; in diesem Augenblicke geriß der Schleier und sie erkannte ihre Liebe.

Nach einigen Augenblicken strich sie mit der Hand über ihre Stirn und sagte mit leiser Stimme:

— „Nein, das ist nicht möglich.“

Ich wiederholte nur: „Ursula, Moriz von Erval hat mir aufgetragen, Sie zu fragen, ob Sie seine Gattin sein wollen,“ gleichsam, um sie an diese Worte zu gewöhnen, die, wie harmonische Töne einen Accord bilden, für das arme Mädchen eine unbekannte Melodie bildeten.

— „Seine Gattin!“ wiederholte sie begeistert, „seine Gattin!“ — Dann eilte sie zu dem Stuhle, auf welchem ihre Mutter saß, und sagte: „Mutter, hörst Du? er läßt mich fragen, ob ich seine Gattin sein will!“

— „Meine Tochter,“ antwortete die blinde Alte, indem sie nach der Hand ihrer Tochter tastete, „meine liebe Tochter, früher oder später mußte Gott Deine Tugend belohnen.“

„Mein Gott!“ rief Ursula aus, „was geschieht heute mit mir? Seine Gattin! — Meine liebe Tochter!“

Sie sank auf ihre Knie, faltete ihre Hände und Thränen überströmten ihr Gesicht.

In diesem Augenblicke hörte man Schritte draußen vor der Thür.

„Er ist es!“ rief Ursula aus. „Ach, mein Gott!“ setzte sie hinzu, indem sie beide Hände auf ihr Herz legte, — „das ist Leben!“

Ich entfernte mich unbeachtet und ließ Ursula, die in ihren Thränen, in ihrer Glückseligkeit schön war, Erval allein empfangen.

Von diesem Tage an war Ursula wie umgewandelt. . . Sie richtete sich auf, sie verzüngte sich unter dem milden Einflusse des Glückes. — Ja sie fand mehr wieder als die Schönheit, die entflohen war; ihr Gesicht erhielt einen unbeschreiblichen Ausdruck von inniger himmlischer Freude. . . Ihr Glück nahm etwas von ihrer eigenthümlichen Natur an, sie war gesammelt, ruhig, stillseelig und Moriz, der ein im Schatten stehendes, bleiches, über das Leben enttäuschtes Mädchen geliebt hatte, brauchte an den Farben des Bildes, das ihm gefallen hatte, nichts zu ändern, obgleich Ursula glücklich war.

Sie verbrachten lange Abende neben einander in dem Stübchen, ohne ein anderes Licht als die Mondesstrahlen, die durch das geöffnete Fenster hereinsielen. — Sie sprachen wenig mit einander, sahen einander aber lange an und träumten viel.

Ursula liebte unverstellt und aufrichtig. Sie sagte zu Moriz: „Ich bin glücklich; ich liebe Sie, ich danke Ihnen.“

Ihr Glück suchte weder die Sonne, noch die freie Luft, noch den weiten Raum. Das graue Häuschen war der einzige Zeuge desselben. Ursula arbeitete noch immer und blieb bei ihren Kellern. Wenn aber auch ihre Person unbeweglich denselben Platz einnahm wie früher, ihre Seele hatte sich frei, neubelebt und strahlend aufgeschwungen, — die Wände des Stübchens hielten sie nicht mehr auf. So verschönert der milde Zauber der Hoffnung nicht bloß die Zukunft, sondern bemächtigt sich auch der Gegenwart, und verwandelt durch ihr allmächtiges Prisma alle Gegenstände. — Das ärmliche Häuschen war wie seit zwanzig Jahren still und düster, aber ein einziger Gedanke, in einem weiblichen Herzen, hatte es zu einem Palast gemacht. — D Hoffnungsträume, müßtet ihr auf immer fliehen, wie die goldenen Wölkchen am Himmel fliehen, ziehet, o ziehet durch unser Leben! Wer euch nicht gekannt hat, ist tausend Mal ärmer als der, welcher euch zurückwünscht.

So verging eine für Ursula sehr glückliche Zeit.

Aber ein Tag kam, da sagte Erval zu seiner Braut:

„Geliebte, wir müssen unsere Verbindung beschleunigen, das Regiment wird an einen anderen Ort versetzt werden, und wir müssen uns trauen lassen, damit Sie mit wir ziehen können.“

— „Gehen wir weit fort, Moriz?“

„Fürchten Sie sich, liebe Ursula, eine neue Gegend, ein anderes Stück der Erde zu sehen? Es giebt schönere als hier.“

— „Nicht meinetwegen, Moriz, sondern wegen meiner Kellern; sie sind zu alt, als daß sie eine weite Reise machen könnten.“

Moriz blieb unbeweglich vor Ursula sitzen. Obgleich der dichte Schleier, den das Glück über die Augen breitet, Moriz an dem Nachdenken hinderte, so wußte er doch recht wohl, daß Ursula sich von ihren Kellern trennen mußte, wenn sie sein ständes Leben theilen wollte. — Er hatte ihren Schmerz vorhergesehen, aber der Liebe vertraut, die er ihr einflößte, und geglaubt, diese hingebende Liebe würde die Macht haben, alle Thränen zu mildern, deren Quelle sie nicht sei. — Er mußte endlich Ursula über ihre Zukunft aufklären. Betrübt über den unvermeidlichen Schmerz, den er seiner Braut machen mußte, nahm er ihre Hand, ließ sie Platz nehmen an ihrer gewohnten Stelle und sagte sanft und mild zu ihr:

„Liebe Ursula, Ihre Kellern können uns bei unserem unständes Leben unmöglich folgen. . . Bis jetzt haben wir einander geliebt, mit einander geweint, aus dem Leben einen Traum gemacht, ohne eine Frage aufzunehmen und zu besprechen, welche sich auf bestimmte Details bezieht. Jetzt müssen wir endlich über unsere Zukunft sprechen. . .“

(Beschluß folgt.)